

„Gedenken macht Leben menschlich. Vergessen macht es unmenschlich

Rede anlässlich der Enthüllung der Gedenktafel für die Opfer der Nazi-Euthanasie

im Niedersächsischen Landeskrankenhaus Wunstorf am 17.08.2001 sowie zur Eröffnung der Wanderausstellung Psychiatrie im Dritten Reich in Niedersachsen am gleichen Tag

„Gedenken macht Leben menschlich. Vergessen macht es unmenschlich“

(Eberhart Bethge, Freund Dietrich Bonhoeffers, zitiert nach Rita Süßmuth [1993] anlässlich ihrer Rede zur Erinnerung an die Prognomnacht des 9. November 1938

Ich bin bewegt, wenn ich hier stehe und spreche. Sie werden es meiner Stimme anmerken und meiner Gestik. Die Wunstorfer Jahre waren beruflich die wichtigsten meines Lebens. Der Nachmittag ist lang geworden. Ich bin der letzte Redner in einer Kette von Rednern anlässlich der Enthüllung der Gedenktafel und der Eröffnung der Ausstellung. Sie sind müde; und ich bin es auch. Ich werde versuchen, mich kurz zu fassen; ich will keinen wissenschaftlichen Vortrag halten.

Ich werde vier Geschichten erzählen, zwei kurze und zwei etwas längere, und dann eine Schlussbemerkung versuchen. Die Geschichten betreffen die Kindheitsfreundin meiner Mutter. Sie betreffen eine Wunstorfer Krankenschwester, Frau Rehse, die die meisten von Ihnen wohl nicht mehr kennen. Sie betreffen die Ereignisse um das Schreiben und Veröffentlichen meines Buches „Auf dem Dienstweg“ (1983) und seine Neufassung „Massenmord ohne Schuldgefühl“ (1996). Und ich erzähle eine Geschichte vom ersten bundesweiten Treffen Psychiatrieerfahrener (organisiert vom Dachverband Psychosozialer Hilfsvereinigungen) im März 1991 in Irsee.

Die Kindheitsfreundin meiner Mutter

Diese Geschichte ist rasch erzählt. Die Kindheitsfreundin meiner Mutter war mit ihr zusammen in einem winzigen Bauerndorf in Dittmaschen aufgewachsen. Die Freundin war geistig behindert, nicht sehr, aber doch so, dass sie vom Erbgesundheitsgesetz erfasst wurde und irgendwann vom heimischen Bauernhof nach Schleswig verschwand (in die Heil- und Pflegeanstalt im Ort meiner Schulzeit,

der Stadt, die meine Kindheit wesentlich mitgeprägt hat). In Schleswig blieb sie nicht; und eines Tages erhielten die Eltern die Mitteilung, sie sei verstorben - an einer Blinddarmentzündung. Aber das konnte nicht sein. Sie hatte keinen Blinddarm mehr. Die Folgen am Ort waren Ratlosigkeit, Zorn und Schmerz und Gedanken, was wohl hinter all dem stecken könnte. Ich war damals ein sehr kleines Kind. Aber ich weiss, dass diese Geschehnisse meine Mutter, damals zwischen Anfang und Mitte zwanzig alt, so intensiv beschäftigt haben, sie so geplagt haben, dass vieles davon bei mir in irgendeiner Weise angekommen ist.

Die Nachbarschaft des Landeskrankenhauses Schleswig und das Nachdenken über das, was da drinnen wohl geschehe, haben mich früh sensibilisiert für das, was, wie ich später begriffen habe, Euthanasie genannt wurde und in Wirklichkeit Massenmord an hilflosen Menschen, an psychisch Kranken und geistig Behinderten war.

Frau Rehse

Frau Rehse war bis Mitte der Siebzigerjahre Krankenschwester, genauer Schwesternhelferin, im Niedersächsischen Landeskrankenhaus Wunstorf. 1977 oder 1978 verabschiedeten wir sie in den Ruhestand. Das tat in Wunstorf damals noch der Direktor persönlich. Pirkko Wirth hatte die Veranstaltung organisiert auf ihrer Station – der Rehabilitationsstation im Verwaltungsgebäude, die wir damals gemeinsam entwickelt hatten (das Verwaltungsgebäude ist ein Fachwerkbau, dessen Dachgeschoss eigentlich aus Brandsicherheitsgründen nicht benutzt werden durfte. Aber die räumlichen Verhältnisse im Krankenhaus waren so eng, dass wir schlicht darauf piffen).

Bei Kaffee und Kuchen kamen wir ins Gespräch; und wie das bei Verabschiedungen so ist, schweiften die Gedanken in die Vergangenheit ab. Ja, wann sie denn angefangen habe, im Haus zu arbeiten? Als 18jährige, 1939. Ob sie denn etwas mitbekommen habe von dem, was damals geschehen sei, von der Deportation der Kranken, Idstein, Eichberg und Hadamar?

Die Frage war eigentlich distanziert und absichtslos. Aber Frau Rehse, eine gestandene Frau mit 63 Jahren, fing plötzlich an, hemmungslos zu weinen: Da sei so eine Situation gewesen, wo sie den ihr anvertrauten Patientinnen, die sie nun schon ein paar Jahre gepflegt hätte, plötzlich auf Anweisung von oben - und sie hatte nicht gewusst woher - bevor sie sie reisefertig machte zur Verlegung Leukoplaststreifen mit ihren Namen darauf zwischen die Schulterblätter habe kleben müssen. Sie habe nicht gewusst, was da geschehen sei. Aber sie habe gewusst, dass das nur Unglück bedeuten konnte. Sie habe hemmungslos geweint und nicht gewusst, wohin und woher. Sie weinte, während sie das erzählte. Ich werde das nie vergessen, genau so wenig wie Pirkko die mittlerweile auch keine 27jährige Psychologin mehr ist. Wir haben uns heute angeschaut; und sie hat gewusst, dass ich darüber sprechen würde.

Auf dem Dienstweg

Seit jenem Tag der traurigen Verabschiedung hat mich die Frage: „Was war denn damals in Wunstorf?“ nicht mehr losgelassen. Ich habe herumgefragt. Ich habe mir die Aufnahmebücher und Entlassungsbücher von damals kommen lassen, in denen ich Dutzende von Entlassungstempeln nach Idstein und Eichberg entdeckte; und eines Tages legten mir wir zwei Mitarbeiter der Verwaltung, Herr Schröter von der Patientenadministration und Herr Schlottbohm, von der Registratur ein paar Aktenordner auf den Schreibtisch. Sie hätten sie sicher verwahrt, sagten sie, weil sie befürchtet hätten, irgend jemand könnte sie irgendeinmal verschwinden lassen. Und diese Ordner vermittelten nun ein völlig anderes Bild von dem, was ich immer gehört hatte: Nein, in Wunstorf war nichts. Wir sind verschont geblieben. Ja, es wurden ein paar Kranke nach Hessen verlegt; aber das muss ja nichts bedeuten.

Diese beiden Ordner enthielten Todeslisten über 212 Patienten, die im Mai und im August 1941 jeweils innerhalb von wenigen Tagen an ähnlichen Krankheiten verstorben sein sollten. Wir wissen heute, sie wurden in Hadamar ermordet, wohin sie von Idstein und Eichhof übergeführt worden waren.

Seit 1979 habe ich darüber geschrieben und geredet - geschrieben zunächst in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, in der Tiefdruckbeilage über Holocaust und die

Psychiatrie, geredet in London und Lausanne, geschrieben noch einmal in der französischen „Information Psychiatrique“. Und dann habe ich den „Dienstweg“ verfasst. Ich erinnere mich noch, wie gequält meine damalige Sekretärin – Anita Hinterscheidt – war, als ich ihr die Diktate und die Dokumente auf den Schreibtisch legte. „So etwas muten Sie mir bitte nie wieder zu“.

Das Buch war Ende 1981 fertig. Bis es erschien, sollten zwei Jahre vergehen; und das lag nicht daran, dass ich keinen Verleger hatte. Herr Tamm vom Psychiatrie-Verlag wartete gierig auf das Manuskript, d.h. er wartete nicht, er hatte es schon. Er wartete mit mir zusammen auf eine Druckerlaubnis; und eine Erlaubnis zum Drucken braucht man entgegen einem häufigen Missverständnis nicht nur, wenn man katholischer Priester ist, sondern auch als Beamter in Niedersachsen, wenn man offizielle Akten und Krankengeschichten verwendet, die dem Land oder einer nachgeordneten Behörde gehören – auch wenn die Akten eigentlich schon lange ins Staatsarchiv gehört hätten.

Das Manuskript lag im Landessozialamt, dann im Ministerium. Es lag und lag und lag, bis ich die Geduld verlor. Ich kann mich nicht erinnern, ob ich angedroht habe, ich würde es unabhängig von einer Erlaubnis veröffentlichen. Ich glaube, es eher nicht, weil ich als Landesbeamter vorsichtig war obwohl der Psychiatrie-Verlag meinte, mir anlässlich meines 50. Geburtstags ein Symposium mit dem Thema „Zivilcourage“ ausrichten zu müssen. Was Zivilcourage wirklich war, lernte ich erst 1991 in Basel: eine unausweichliche Handlung, für die einem niemand dankt.

Ich meine, mich zu erinnern, dass der Präsident des Niedersächsischen Landessozialamtes Dr. Wunn, beim Staatssekretär nachfragte und dass dieser, Herr von Richthofen, durch eine Intervention beim Minister das Erscheinen des Buches möglich machte – allerdings mit einer Auflage: Die „Schweigepflicht“ sollte eingehalten werden, die Namen der Opfer durften nicht öffentlich werden. Ich habe mich damals schweren Herzens und voller Zorn daran gehalten.

Bei der Neufassung „Massenmord ohne Schuldgefühl“ habe ich die Schwärzungen der Namen jener Patienten auf den Todeslisten belassen, die aus der Region Wunstorf stammten, weil ich mir des Einverständnisses der Angehörigen nicht sicher

sein konnte. Die Namen der jüdischen Opfer aber habe ich mühsam wieder in Klartext übersetzt, mühsam rekonstruiert. Ich bin davon überzeugt, dass das Verschweigen ihrer Namen eine Fortsetzung der Schande gewesen wäre. Dies gilt um so mehr, als mein Buch damals, 1983, eine Nachfrageflut von Angehörigen verschollener jüdischer psychisch Kranker nach sich zog und die veränderten Namen Verwirrung und Chaos und manchmal auch Unglück ausgelöst hatten.

Warum die Angst, warum die Verzögerung? Die Antwort scheint mir klar. Aber es ist nicht so leicht, darüber zu sprechen. Auch In Niedersachsen gab es in der Nachkriegszeit Euthanasieverbrecher, die im Krieg Leiter von „Kinderfachabteilungen“ gewesen waren (Einrichtungen zur Selektion und Tötung schwer behinderter Kinder) und nach dem Krieg Krankenhausdirektoren wurden. Es gab einen der führenden Theoretiker und Praktiker der Kindereuthanasie, Gründer der „Kinderfachabteilung“ Brandenburg-Göhrde, der seinen Professorentitel nicht an einer deutschen Universität erworben hatte, sondern vom Innenminister verliehen bekommen hatte - für seine Verdienste um die Kindereuthanasie, so zumindest Ernst Klee. Und es besteht kein Grund daran zu zweifeln. Er durfte seinen Professorentitel bis zu seinem Tode weitertragen.

Prof. Hans Heinze, Vater des damaligen Psychiatriedezernenten des Landes, war von 1954 bis 1961 erster Leiter der Kinder- und Jugendpsychiatrischen Abteilung in Wunstorf gewesen – diesmal keiner „Kinderfachabteilung“. Dann hatte ihn das Schicksal eingeholt. Er konnte unbehelligt in den Ruhestand treten. Aber er wurde angeklagt, vor Gericht gestellt, schliesslich wegen Verhandlungsunfähigkeit aus dem Verfahren genommen. Bis 1986, fast zwanzig Jahre lang, lebte er als angesehener Bürger in dieser Stadt. Und als wir bei seinem Tode zögerten, die übliche Anzeige in die Zeitung zu rücken, erhielten wir Anweisung vom oben: Er sei ordentlich aus dem Dienst ausgeschieden und nie verurteilt worden. Also las man im Nachruf von Direktor und Personalrat des Niedersächsischen Landeskrankenhauses Wunstorf: „Wir werden ihm ein ehrendes Andenken bewahren“. Ernst Klee hat uns dies später als Charakterlosigkeit ins Stammbuch geschrieben. Wenn die Wunstorfer Kinder- und Jugendpsychiatrie in drei Jahren ihr fünfzigjähriges Bestehen feiert, wird dazu, so hoffe ich, einiges zu sagen sein.

Was will ich damit sagen: Die Verstrickung endet nie. Die Wahrheit ist selten erwünscht, weil, wie es in der Bibel heisst, die Sünden der Väter fortwirken bis ins dritte und vierte Glied. Weh dem, der den Schleier des Vergessens wegzuziehen versucht.

Irsee 1991

Irsee ist ein Barockkloster aus dem 16. Jahrhundert, ein prachtvolles Gebäude, in den Achzigern von den Bayerischen Staatsregierung in aufwendigen Weise restauriert. Heute ist es Bildungszentrum der Bayerischen Bezirke. Vor sechzig Jahren war es ein Teil der Heil- und Pflegeanstalt Kaufbeuren.

In Irsee trug sich eines der schrecklichsten Dramen der Euthanasiegeschichte zu, die Geschichte des Massenmordes an behinderten hilflosen Kindern. Hier wurden mindestens 1'200 von ihnen zu Tode gebracht, zu Tode gehungert, zu Tode gequält, zum Teil auf sadistische Weise. Alles das ist beschrieben. Da ist heute nicht mein Thema.

Ausgerechnet Irsee hatte der Dachverband psychosozialer Hilfsvereine das Vorbereitungstreffen für die längst fällige Gründung eines Bundesverband der Psychiatrieerfahrenen ausersehen. Ein grosszügiger wohlhabender ehemaliger Patient, der sich zu Dank verpflichtet fühlte, hatte dem Verband DM 50'000.-- gespendet, dafür dass sich Menschen mit psychischer Krankheit etwas Gutes täten. Und das taten sie nun in Irsee. Sie trafen sich unter sich unter dem kundigen Management von Klaus Nouvertné. Nur wenige Profis (ausser Michael von Cranach, dem quasi Hausherrn nur drei) und wenige Angehörige, die sich schon lange organisiert hatten und inzwischen eine Macht in der psychiatrischen Szene der Republik darstellten, waren zugelassen. Wir haben drei Tage lang heftig diskutiert im Plenum und in Arbeitsgruppen, uns heftig gestritten über Medikamente, über die Psychiatrie, wie sei sein sollte und wie sie war; und manchmal schien es, als seien die Brücken zwischen den Psychiatrieerfahrenen und den Profis (und den Angehörigen) sehr schmal.

Zum Abschluss, an einem eisigen späten Märztag, sollte eine Gedenkfeier stattfinden, am ersten Mahnmal für die Naziopfer unter den psychisch Kranken hinter dem Kloster Irsee. Der Wind heulte um die Klostermauern. Meine Frau meinte, Kinder weinen zu hören – keine ganz unangemessene Vorstellung angesichts der Vergangenheit des Klosters.

Wie es bei Gedenkveranstaltungen so ist, schritten wir zur Gedenkstätte. Ein junger Psychosekranker aus Nürnberg, trug einen Kranz voran. Wir gruppierten uns um das Mahnmal; und Helga Novak damals Sprecherin der Zwangssterilisierten, sprach zu uns. Die Spannung wurde unerträglich. Wir spürten es, die grosse Gruppe der Psychiatrieerfahrenen gewiss auch. Sie alle wären im Dritten Reich ermordet worden. Die Atmosphäre des Klosters liess uns nicht los. Die Gedanken, die uns kamen waren, diese:

Wie hätte ich mich verhalten damals 1941/42? Hätte ich mitgemacht. Hätte ich alle diese Kranken, die mir anvertraut waren, auf gemeine und brutale Weise umgebracht? Hätte ich mich vielleicht entzogen? Hätte ich mich an die Front gemeldet, um dem zu entgehen? Und: Hätte ich mich überhaupt dem Zeitgeist entziehen können, wenn schon Eugen Bleuler (1936) es für das Recht, ja die Pflicht der Psychiater hielt, gequälten Kranken den Tod zu gewähren - Eugen Bleuler einer der Urväter der Psychiatrie, der über Jahrzehnte mit seinen Kranken gelebt hatte, der vermutlich Psychiater geworden war, weil er eine Schwester hatte, die an der von ihm benannten Krankheit litt und um die er sich ein Leben lang rührend sorgte!

Auf der anderen Seite Angst in den Augen: Hätten die mich damals umgebracht, oder hätten die nicht mitgemacht, hätten die mir das Leben gerettet? Und das Wichtigste von allem: Können wir Kranke uns darauf verlassen, dass das nun wirklich vorbei ist, dass es wirklich nie wieder kommt?

Dann kam der Augenblick der Kranzniederlegung. Der junge Mann aus Nürnberg erstaunte. Er tat es nicht. Er schaute suchend um sich; schliesslich stürzte er auf mich zu und sagte: Wir machen das zusammen. Ein Wort der Erlösung, ein Wort der Entspannung, der glückhaften Entspannung für alle, die sich in diesem Kreis

befanden. Wir durften hoffen, dass wir uns trotz aller Differenzen auf einem gemeinsamen Weg zu einer menschlicheren Psychiatrie befanden.

Nie wieder!

Können wir uns darauf verlassen, dass dies alles Vergangenheit ist, dass wir alles dies nie wieder erleben müssen? Wir können es nicht. Davon bin ich fest überzeugt.

Die Entwicklungen der letzten Jahre, die holländische Entwicklung zur Euthanasie, die der amerikanische Suizidforscher Hendin „The Dutch Cure“ nennt, muss bei uns alle Alarmglocken schrillen lassen. Seit einigen Jahren dürfen holländische Ärzte auch psychisch Kranke in ihre Euthanasie-Massnahmen einbeziehen. Sie dürfen Depressiven zum Tode verhelfen, wenn diese ihres Lebens leid sind – obwohl doch Suizidalität ein – behandelbares - Kernsymptom der Depression ist. Das in diesem Jahr verabschiedete Gesetz legitimiert diese Entwicklung.

Wir dürfen es auch nicht, wenn wir die Entwicklung in der Schweiz beobachten, wo mit grosser Undifferenziertheit eine blindwütige Diskussion über Sterbehilfe geführt wird, die die Grenzen zwischen begleitetem Suizid, Hilfe zum Sterben und Hilfe beim Sterben - und Euthanasie - in der Heftigkeit der Auseinandersetzung vollkommen verwischt. Die Sterbehilfeorganisation Exit hat vor zwei Jahren die Entwicklung auf die Spitze getrieben, indem sie versucht hat, eine dreissigjährige Depressive in den Suizid zu führen. Das konnte in letzter Minute verhindert werden.

Seither ist eine heftige Auseinandersetzung darüber entbrannt, was zu einem Stillhalteabkommen hinsichtlich der Suizidhilfe bei psychisch Kranken zwischen der Schweizerischen Gesellschaft für Suizidprophylaxe, deren Vizepräsident ich bin, und deren Präsident ich damals war, und Exit geführt hat – aber eben nur zu einem Stillhalteabkommen, das von Exit nur widerwillig eingehalten wird.

Ein Ereignis der letzten Wochen lässt bei mir das Blut in den Adern gefrieren. Ein Krankenpfleger gab zu, dass er in einem Pflegeheim in Luzern mindestens elf pflegebedürftige Alte getötet hatte. Es gab keinen Aufschrei der Empörung in der schweizer Öffentlichkeit. Die schweizer Presse sprach nicht von Mord. Sie sprach von „Sterbehilfe“, immer wieder, ohne das Wort in Anführungszeichen setzen. Wir konnten uns dem Eindruck nicht entziehen, dass sein Verhalten von einem grossen Teil der schweizerischen Öffentlichkeit gebilligt wird; und das ist furchtbar.

Hier ein Zitat

„Wer heute für aktive Euthanasie eintritt, tut das aus mitfühlender Anteilnahme am Leiden von Individuen. Wenn die Anteilnahme über das hinausgeht, dann nur, um auch Last und Leid bestimmter anderer Individuen, etwa der nächsten Familienangehörigen, zu berücksichtigen. Dieses mitfühlende Interesse am Wohlergehen von Individuen ist genau das Gegenteil der Nazihaltung.“

Diese Sätze stammen aus der Feder der Bioethiker Helga Kuhse und Peter Singer. Sie als humane Euthanasisten schlagen vor, die Voraussetzungen für die Tötung behinderter Kinder durch die Einschaltung von „Prüfungsausschüssen“ zu regeln. Die würden dann beauftragt, etwa darüber zu entscheiden, dass „nach menschlichem Ermessen unheilbar Kranke (Säuglinge) bei kritischster Beurteilung ihres Geisteszustandes der Gnadentod gewährt werden kann.“ Ihre Ideen gehen nahtlos in die Adolf Hittlers über. Der letzte Teil des Zitats ist dessen Euthanasie-Erlass im Wortlaut.

Es wäre ein schwerwiegender Irrtum, zu glauben, dass die Geschichte sich nicht wiederholt. Es ist eine fatale Entwicklung, dass die Massenmordaktionen der Nazis als etwas Einmaliges, nicht Wiederholbares klassifiziert werden und dass diejenigen, die auf die Geschichte verweisen, insbesondere von Nicht-Deutschen, immer wieder auf die Nicht-Vergleichbarkeit der alten und der neuen Euthanasie verwiesen werden.

Aber das ist falsch. Das könnte der Anfang einer furchtbaren Entwicklung, einer unglückseligen Wiederholung der Geschichte sein. Ich will meine Rede nicht als Unglücksprophet enden lassen. Aber ich will warnen. Ich will ein intensives Nachdenken über das, was vergleichbar ist und was nicht, und über die Motive, die heute die Bioethiker in aller Welt bewegen, mehr über das Töten als über das Lebenlassen nachzudenken.

„Unter elenden, teilweise menschenunwürdigen Umständen“

Kehren wir zurück nach Deutschland. Kehren wir zurück nach Wunstorf. Die älteren unter uns wissen, dass das Elend der psychisch Kranken in unserem Lande mit dem Ende des Mörderstaates kein Ende hatte.

Die Nachkriegsentwicklung, die floriende Wirtschaft, alles dies ging an ihnen und den Anstalten, die sie zu betreuen hatten, vorbei. Die Zustände in den psychiatrischen Krankenhäusern des Landes seien „teilweise menschenunwürdig und unmenschlich“ hiess es 1973 im Zwischenbericht der Psychiatrieenquête (an der ich mitwirken durfte).

Elend waren die Verhältnisse auch hier, als ich das Haus 1973 zum ersten Mal betrat und 1975 seine Leitung übernahm: 1'400 Patienten – fast alle eingeschlossen. Weniger als ein Arzt auf hundert Patienten – einige von ihnen (den Ärzten) alt und krank oder der deutschen Sprache nicht mächtig; unerträgliche räumliche Verhältnisse. Stationen mit siebzig Patienten und Säle, in denen die Betten tags zusammengeschoben werden mussten, damit die Kranken einen Ort hatten, an dem sie sich aufhalten konnten. Keiner der Männer in der Anstalt hatte damals ein Schrankfach, von einem verschliessbaren gar nicht zu reden. Die Wertgegenstände der Kranken wurden in Zigarrenkisten auf dem Dachboden des Hauses 4 aufgehoben: Tausend solche Zigarrenkisten nebeneinander zeigte mir Oberpfleger Wolfgang Floeting an einem meiner ersten Tag im Dienst.

Vergessen wir nicht, welche Rückwirkungen solche Bedingungen auf die verletzte Psyche unserer Kranken haben mussten. Vergessen wir nicht, wieviel zusätzliches Leid solche „Behandlung“ über sie gebracht hat.

„Die Würde des Menschen ist unantastbar“, heisst es im Grundgesetz. Aber die psychiatrischen Anstalten waren damals, so scheint es, extraterritorial.

Seitdem hat sich viel getan. Dass ich daran zusammen mit den älteren unter Ihnen mitwirken durfte, dass ich die Entwicklung dieses Krankenhauses fast 13 Jahre lang

mitgestalten konnte, erfüllt mich noch heute zutiefst. Ich musste mich nie fragen, ob meine Arbeit Sinn macht. Das ist heute gelegentlich anders.

Und Sie werden verstehen, dass ich über den traurigen Anlass des Tages hinaus mit ein wenig Wehmut durch den Skulpturengarten und den Park laufe, an den alten Gebäuden Männer 2, Männer 3 und Frauen 6 vorbei, und mich an das erinnere, was 1975 war und was heute dank unserer gemeinsamen Anstrengungen Gott sei Dank überwunden ist.